



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

gold Mei Blumen, sagte er nochmals ratlos. Und dann sah er sie. Neben ihm stand der schmutzgefüllte Kehrichteimer. Und seine Blumen lagen bestaubt und zerdrückt zwischen Kartoffel- und Eierschalen und dem Müll.

Peter erkannte sie erst nicht. Die jungen Gräser waren beschmutzt, die Anemonen glichen nicht mehr Anemonen, der Prokus war zertreten. Peter starrte auf den Kehricht. Er begriff erst ganz langsam, was da welkte. Leer starrten seine weiten Kinderaugen darauf. Und dann preßte langsam und heiß etwas Hartes, Glühendes auf sein Herz nieder. Etwas Lähmendes, Atemnehmendes. Eine grenzenlose, dumpfe Angst. Wie auf einen Erwachsenen in der Stunde seiner Dunkelheit ein ahnungsschweres Grauen sich senkt, so lastete plötzlich etwas schwer und hart auf Peterli. Es trennte ihn plötzlich von allem Lebendigen. Es war allein da, es löschte alles andre aus. Emmis Stimme war vergessen. Die Wiese im Morgenglanz versank, der sonnenüberstrahlte Hof, Mums leeres Kubinglas, die Blumen im Müll, Mum selbst versank. Und nur das Fremde war da. Nur die Angst war da und preßte wie eine schwere Zukunft auf Peter nieder. Er — und die Angst waren ganz allein. Alles andre war so weit, weit weg — als ob das Peterli es nie wieder wie eben erreichen könnte.

Peterli rief Mums fröhliche Stimme aus dem Küchenfenster. Da stutete aus weiten Fernen das sichtbare Leben wieder zurück, und durch aufsteigende Kindertränen sah Peter, daß Mums Blumen im Kehricht neben ihm welkten.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel

Berlin, 6. Dezember 1909

(Die neue Reichstagsession; die Thronrede, die Wahl des Präsidiums und der Beginn der Arbeiten.)

Der deutsche Reichstag ist wieder bei der Arbeit — das werden viele in jetziger Zeit wie eine Erlösung aus einem schlimmen Übergangsstadium begrüßen. Die Notwendigkeit politischer Arbeit setzt wenigstens den unfruchtbaren und zwecklosesten Befehdungen der Parteien ein Ziel, wenn auch die Schwierigkeiten der Lage damit natürlich nicht beseitigt worden sind.

Die Thronrede, die am 30. November vom Kaiser persönlich im Weißen Saale des Schlosses an der Spree verlesen wurde, ist unter allen Befundungen ihresgleichen, die von dieser Stelle aus gehört worden sind, vielleicht die trockenste und nüchternste. Das klingt wie ein Vorwurf und könnte unter andern Zeitumständen ein solcher sein. So wie jetzt die Dinge liegen, muß dieses Urteil die Bedeutung eines Lobes gewinnen. Die Erwartung, daß die Regierung mit einigen Bemerkungen auf die am Schluß der letzten Session geschaffne Lage zurückkommen werde, konnte nur auf der Voraussetzung aufgebaut werden, daß irgendeine Stellung zu dem Streit der Parteien genommen werden sollte. Daß dies eine Unmöglichkeit war, liegt auf der Hand. Und irgendwelche Mahnungen und Beschönigungen der über den Parteien stehenden Gewalt wären jetzt absolut wirkungslos gewesen. Was für Hinweise auf einigende oder erhebende Gesichtspunkte sollte aber die Regierung sonst geben? Es konnte weiter nichts geschehen, als daß dem Reichstage das Arbeitsprogramm in seiner ganzen Nüchternheit und Geschäftsmäßigkeit in die

Hand gegeben wurde. Denn darin wurde eben der einzige Gedanke ausgedrückt, der die Parteien einigen und einander nähern kann, der moralische Zwang, die unabweisbare Pflicht, sich bestimmten Aufgaben der Gesetzgebungsarbeit zu widmen, die gelöst werden müssen, wenn anders nicht der Parteigroll den Staatsgedanken selbst völlig erstickt hat. So auffallend vielleicht manchem leidenschaftlichen Gemüt dieser Standpunkt vollständiger Nichtbeachtung der vorhandenen Gegensätze erscheinen mag, so erscheint er doch für die Regierung gegenwärtig als der einzig richtige und mögliche.

Der Etat wird in der Thronrede unter den Gesichtspunkt gestellt, daß es darauf ankomme, die finanzielle Stellung des Reichs mit den gewonnenen Mitteln zu befestigen. Obwohl das eigentlich ganz selbstverständlich ist, so ist doch auch diese Wendung der Thronrede einer scharfen Kritik nicht entgangen. Dabei wird jedoch offenbar nicht unterschieden zwischen der Meinung, die man vielleicht über die Wirkung der neuen Steuern haben kann, und der Pflicht der Regierung, nach Möglichkeit den finanziellen Bedarf des Reichs so einzurichten, daß das Gleichgewicht im Reichshaushalt entsprechend den Voranschlägen der neu erschlossenen Einnahmequellen hergestellt wird. Daß schon jetzt weitere neue Einnahmequellen für das Reich ins Auge gefaßt oder vorgeschlagen werden sollten, ist ganz undenkbar. Das schließt natürlich nicht aus, daß die im Sommer bewilligten Steuern den Erwartungen nicht entsprechen, und wenn wir uns dann einem neuen Defizit gegenübersehen, wird es Zeit sein, für Abhilfe zu sorgen.

Die Thronrede kündigt sodann die Vorlagen an, die im Laufe der Tagung zu erwarten sind: die Reichsversicherungsordnung, eine Gewerbeordnungsnovelle, ein Stellenvermittlergesetz; weiter die neue Strafprozessordnung mit einer Novelle zum Gerichtsverfassungsgesetz; endlich kolonialpolitische Vorlagen und solche zur Regelung unsrer Handelsbeziehungen, nämlich die Verlängerung des Handelsprovisoriums mit England und einen Handelsvertrag mit Portugal. Zum Schluß bringt die Thronrede eine Reihe von Sätzen über die auswärtigen Beziehungen des Reichs. Sie sind diesmal präziser gefaßt, als es sonst in den Thronreden zu gesehen pflegt. An Stelle der allgemeinen Wendung, die sonst die freundschaftlichen Beziehungen zu den andern Mächten als Tatsache festzustellen pflegt, ist hier nur die friedliche Tendenz der Regierung betont, die solche Beziehungen herzustellen bemüht ist, und vorausgeschickt wird dieser Versicherung der leitende Gesichtspunkt, der zugleich die Grenze der Friedensliebe der deutschen Politik andeuter: wir streben den Frieden an, um dem deutschen Volke eine ruhige und kraftvolle Entwicklung zu sichern. Interessant ist die Erwähnung der Ausführung des Marokkoabkommens mit Frankreich. Die Regierung hat es offenbar als eine Stütze für unsre Politik empfunden, auf die charakteristische Aenderung der Verhältnisse in der Marokkofrage ganz ausdrücklich hinzuweisen. Zwar gehört der Abschluß des Abkommens selbst ja schon einem frühern Zeitabschnitt an, aber erst in jüngster Vergangenheit hat sich gezeigt, wie diese Verständigung wirklich den beiderseitigen Interessen zugute gekommen ist. Sehr verständlich ist es, daß es trotzdem auch heute noch in Marokko Deutsche gibt, deren Wünschen und Hoffnungen es noch mehr entsprochen hätte, wenn das Deutsche Reich auch politische Bestrebungen in Marokko verfolgt hätte. Diese Hoffnungen waren bekanntlich in einer noch gar nicht weit zurückliegenden Vergangenheit um so mehr angeregt worden, weil sie in der Stimmung nationaler Kreise in Deutschland einen starken Widerhall zu finden schienen. Aber darin ließ wohl eine gewisse Täuschung mit unter. Der Verlauf der Ereignisse in Marokko hatte in Deutschland den Eindruck erzeugt, daß die Marokkofrage in der Hand des französischen Chauvinismus nur das Mittel sei, uns zu schädigen und unsre Demüthigung zu versuchen. Dadurch wurde diese Frage zu einer Anregung für unsern Nationalstolz, ja sie wurde es in so hohem Maße, daß es damals Mähe

kostete, selbst für sachlich vernünftige, in unsern Interessen begründete Zugeständnisse das richtige Verständnis zu verbreiten. Wenn damals das deutsche Volk um Marokkos willen zu allem bereit war, so geschah es in dem Gefühl, daß die Verteidigung nicht den deutschen Interessen in Marokko, sondern unsrer europäischen Stellung und unsrer nationalen Ehre galt. Das mußte anders werden mit dem Augenblick, wo es gelang, eine von Nebengedanken freie Verständigung zwischen Deutschland und Frankreich über die ihren wirklichen Interessen entsprechenden Ziele in Marokko zu erreichen. Das ist besonders in den letzten Wochen klar hervorgetreten, und so darf man wohl daraus die Berechtigung der Regierung ableiten, diese wesentlich veränderte Lage auch in der Thronrede den Vertretern des deutschen Volkes zum Bewußtsein zu bringen. Gewiß wird es auch heute nicht ganz an Deuten fehlen, die seinerzeit die Marokkofrage mit weitgehenden Wünschen erfaßt hatten und darum in dem tatsächlichen Verlaufe der Dinge nur die „Niederlage“ der deutschen Politik sehen. Ebensovienig soll man natürlich glauben, daß auf französischer Seite nun alles Mißtrauen und Übelwollen gegen uns ausgelöscht sei. Wie wenig das der Fall ist, zeigt auch die Aufnahme dieses Passus in der Thronrede in einem Teil der französischen Presse, wo diesen Worten die Absicht untergeschoben wird, die Franzosen durch freundschaftliche Worte in falsche Sicherheit zu wiegen. Aber es kommt nicht darauf an, die Gefühle der Völker von heute zu morgen gänzlich umzukehren, sondern die praktischen Möglichkeiten eines Ausgleichs realer Interessen zu pflegen und allen Urteilsfähigen zum Bewußtsein zu bringen. Und eine Tatsache ist es jedenfalls, daß die große Mehrheit des deutschen Volkes im Grunde vollkommen damit einverstanden ist, daß die Marokkofrage von allen hochpolitischen Momenten, die einstmalig gegen unsern Willen hineingemischt worden sind, nun wieder glücklich befreit und das geworden ist, was sie allein für uns sein kann, eine Frage des Schutzes wirtschaftlicher Interessen.

Von sonstigen auswärtigen Beziehungen ist billigerweise nur der Dreibund erwähnt. Es geschieht in einer Form, die Italiens Stellung durchaus gerecht wird, aber doch nicht unterläßt, hervorzuheben, daß das Bündnis zwischen dem Deutschen Reich und Österreich-Ungarn der Ausgangspunkt und die unerschütterliche Basis dieses Verhältnisses ist. So ist es gut und richtig, und so will das denkende deutsche Volk den Dreibund aufgefaßt haben.

Wenn die Regierung ihre ungewöhnlich schwierige Stellung dadurch gewahrt hat, daß sie den Leidenschaften der Parteien keinerlei Handhabe geboten, sondern sich mit einem kahlen, trocknen Arbeitsprogramm über diese Parteien gestellt hat, so ist es für die Parteien selbst natürlich viel schwerer, der veränderten Lage gegenüber auf jeden Ausdruck ihrer allgemeinen Auffassung zu verzichten. Die erste Gelegenheit dazu bot die Wahl des Präsidiums. Zentrum und Konservative wurden durch die Lage dazu bestimmt, diese Frage rein geschäftsmäßig zu behandeln und die Vertreter der drei stärksten Fraktionen in das Präsidium zu wählen. Die Liberalen dagegen wünschten in der Zusammensetzung des neuen Präsidiums die veränderte politische Lage ausgedrückt zu sehen. Diese beiden Tendenzen begegneten sich nur darin, daß die beiden Stellen des Präsidenten und des ersten Vizepräsidenten Konservativen und Zentrum zufallen mußten. Die Konservativen waren bereit, streng nach dem Prinzip zu verfahren, daß das Zentrum als stärkste Partei den Präsidenten stellen sollte, aber das Zentrum lehnte dies klugerweise ab und erklärte sich für die Wiederwahl des Grafen Stolberg-Wernigerode. Dafür stellte es den ersten Vizepräsidenten in der Person des Abgeordneten Spahn. Die Schwierigkeiten begannen bei der Wahl des zweiten Vizepräsidenten. Die Fraktionsgemeinschaft der Freisinnigen hatte — dem prinzipiellen Standpunkt der Liberalen entsprechend — auf einen Sitz im Präsidium grundsätzlich verzichtet. Bei den Nationalliberalen waren die Ansichten geteilt, und

erst kurz vor der Wahl wurde ein Fraktionsbeschluß gefaßt, der dem Beispiel der Freisinnigen folgte. Bezeichnend für die Stimmung zwischen den Parteien war, daß Konservative und Zentrum, die, um ihr Prinzip zum Ausdruck zu bringen, einen Nationalliberalen zum zweiten Vizepräsidenten wählen wollten, dennoch die nationalliberale Fraktion nicht von ihrer Absicht verständigten. Es scheint, daß dies bei dem kurz vor der Wahl gefaßten Fraktionsbeschluß der Nationalliberalen den Ausschlag gegeben hat. Demgemäß nahm der Abgeordnete Dr. Paasche, auf den die Wahl gefallen war, diese nicht an. So platzten zum erstenmal in der neuen Session die Gegensätze aufeinander. Eine heftige Geschäftsordnungsdebatte über das Verfahren bei der weitem Wahl des zweiten Vizepräsidenten und des Bureaus zeigte, wie breit die Kluft zwischen den noch vor einem Jahre verbündeten Parteien geworden war. Man vertagte die Wahl auf den übernächsten Tag, den Freitag. In der Zwischenzeit einigten sich die neuen Mehrheitsparteien auf die Kandidatur des Erbprinzen von Hohenlohe-Langenburg für den Posten des zweiten Vizepräsidenten. Er ist denn auch gewählt worden. Auffallend waren bei dieser Wahl zwei Umstände. Die Reichspartei, bei der der Erbprinz Hospitant ist, hatte nämlich erst kurz vorher den Beschluß gefaßt, es ebenso zu machen wie die Nationalliberalen, also auf einen Platz im Präsidium zu verzichten. Nun warf man den soeben gefaßten Beschluß wieder um, präsenzierte aber nicht ein wirkliches Mitglied der Fraktion, sondern nur einen Hospitanten. Was den Erbprinzen selbst betrifft, so erfreut er sich bekanntlich — und das ist der zweite überraschende Umstand bei dieser Wahl — des ganz besondern Hasses des Zentrums. Trotzdem hat es ihn gewählt, weil durch diese Zusammensetzung des Präsidiums in gewissem Sinne die Absicht der Liberalen durchkreuzt wurde. Wenn eine den Nationalliberalen so nahe stehende Mittelpartei, die bei der Reichsfinanzreform nicht zum „Schwarzblauen“ Block gehört hatte, im Präsidium vertreten war, dann war der Zweck, den die Liberalen eigentlich bei ihrer Stellungnahme verfolgt hatten, nicht erreicht. Der Erbprinz hatte die Sache wohl nicht von dieser Seite angesehen. Er glaubte wohl ein patriotisches Opfer zu bringen, wenn er durch Annahme der Wahl verhinderte, daß — wie es in diesem Falle wahrscheinlich war — der braunschweigische Welfe v. Damm als Mitglied der Wirtschaftlichen Vereinigung für den Sitz des zweiten Vizepräsidenten präsenziert wurde. Man hat die Nationalliberalen scharf getadelt, daß sie nicht ihrerseits eine solche Opferfähigkeit bewiesen haben. Zentrumsblätter sprechen gar von einer „Selbstausschaltung“ der Nationalliberalen. Das trifft natürlich nicht zu. Auf die Stellung der Liberalen zu der parlamentarischen Arbeit kann aus der Präsidiumswahl kein Schluß gezogen werden. Ob das Verhalten bei dieser Wahl richtig war, darüber kann man ja verschiedener Meinung sein; in der nationalliberalen Fraktion selbst waren ja die Ansichten bis zuletzt geteilt. Wenn die Mehrzahl aber zuletzt zu der Entscheidung kam, nicht in das Präsidium einzutreten, so geschah das wahrscheinlich deshalb, weil man wußte, daß vielfach die leichtherzige Erwartung gehegt wurde, den Nationalliberalen würde im entscheidenden Augenblick ein beträchtlicher Schritt nach rechts nicht allzuviel Überwindung kosten. Die Stimmung im Lande forderte jedoch, daß die Fraktion diesen Hoffnungen in irgendeiner Form einen Riegel vorschob. Man empfand daher ganz richtig, daß man es von liberaler Seite vermeiden mußte, dem Volke schon durch die Zusammensetzung des Reichstagspräsidiums das Bild der Wiederkehr der Zustände vor dem 13. Dezember 1906 zu geben.

Der Reichstag hat nun die Arbeit aufgenommen, die Verlängerung des Handelsprovisoriums mit England in erster und zweiter Lesung ohne Debatte genehmigt, dagegen die Hinausschiebung des Termins für das Inkrafttreten der Witwen- und Waisenversicherung erst nach langen und dabei recht überflüssigen Nebenbewilligt. Auch der Handelsvertrag mit Portugal, der einer Kommission überwiesen worden

ist, fand von nationalliberaler Seite — und dann auch von den weiter links stehenden Parteien — eine scharfe Gegnerschaft. Dienstag soll die Etatsdebatte beginnen; außerdem sind viele Interpellationen eingebracht, darunter auch die Besprechung des Kieler Werftprozesses, der Ende der vergangenen Woche mit der Freisprechung sämtlicher Angeklagten geendet hat. Doch darauf wird das nächstemal noch zurückzukommen sein.

Neue deutsche Geschichtswerke. Wer die größern Arbeiten der letzten Jahre in Deutschland auf den verschiedenen Gebieten der Geschichtswissenschaft verfolgt hat, wird nicht im Zweifel sein, daß gegenwärtig die sogenannten geistesgeschichtlichen Segmente der Geschichtswissenschaft in den Vordergrund des Interesses gerückt sind. Wir geben im folgenden unsere Eindrücke von einigen uns zur Anzeige gelangten Werken wieder.

R. Heussi legt von seinem „Kompendium der Kirchengeschichte“ den zweiten Teil vor, der vom zehnten bis zum siebzehnten Jahrhundert führt, vom hohen Mittelalter bis zur Gegenreformation. Eine durch Knappheit der Form, Reichthum des Inhalts, Übersichtlichkeit und Zuverlässigkeit schätzenswerte Leistung, die sich nach Umfang und Absicht ungefähr in der Mitte zwischen großen kirchengeschichtlichen Darstellungen und kurzen Leitfäden hält und so dem Studenten wie dem Lehrer unentbehrlich sein mag, aber auch den interessierten Laien als bequemes, vorzüglich orientierendes Handbuch willkommen sein kann. Während sich hier eine lebhaft, nicht unangemessene persönliche Teilnahme des Autors auf kurze Epitheta und Urtheile beschränken muß, gibt S. Goldfriedrich wieder eine von ganz anderer Wucht der Persönlichkeit erfüllte, dabei völlig objektiv gehaltene überreiche Darstellung in dem neuen Bande der von der historischen Kommission des Börsenvereins der deutschen Buchhändler herausgegebenen „Geschichte des deutschen Buchhandels“, der die Zeit vom Beginn der klassischen Literaturperiode bis zum Beginn der Fremdherrschaft behandelt (1740 bis 1804). Nach unserer Ansicht hat sich Goldfriedrich mit dieser raschen, kühnen und gründlichen Fortführung seines Werks einen Platz in der ersten Reihe der gegenwärtig literarisch tätigen deutschen Historiker gesichert. Wie hier auf einem nur wenig angebauten Gebiete vermöge eisernen Fleißes, nüchternen Beobachtung und schöpferischer Gestaltungskraft ein lebensvolles, plastisches Ganzes herausgearbeitet worden ist, das wird diesem deutschen Gelehrten wohl nicht leicht von einem Ausländer nachgemacht: eine große, neue Landschaft tut sich dem Leser auf in dieser Darstellung des Buchhandelsgetriebes und seiner Veränderungen in sechzig Jahren, einer Landschaft, die er geologisch erklärt, naturwissenschaftlich beschrieben, ästhetisch geschildert erhält in ihren großen Zügen wie in tausend Einzelheiten, und die er nun staunend durchwandert. In dieser Buchhandelsgeschichte wird die Literaturgeschichte in der Nationalgeschichte verankert.

Von kompendiösen Sammelwerken beweist die Disposition der „Kultur der Gegenwart“ (Teubner) die Richtigkeit des an die Spitze unserer Ausführungen gestellten Satzes. Auch die Herdersche Verlagsbuchhandlung hat sich bewegen gefunden, neben ihrem seit vierundzwanzig Jahren laufenden „Jahrbuch der Naturwissenschaften“ neuerdings ein wesentlich geistesgeschichtliches „Jahrbuch der Zeit- und Kulturgeschichte“ zu veröffentlichen. Der zweite Jahrgang davon berichtet schon jetzt über 1908, wieder herausgegeben von dem kaiserlichen Hausbibliothekar Schnürer in Wien, mit deutschem, ruhigem Überwiegen des katholischen Interesses, aber mit einer auch auf evangelischer Seite anzuerkennenden Umsicht, Reichhaltigkeit und Sorgfalt: ein großes Kaleidoskop des Ertrages des Jahres 1908 auf den Gebieten des kirchlichen und des politischen Lebens, der sozialen und der wirtschaftlichen Fragen, der Wissenschaften (Theologie, Philosophie, Geschichte, Sprachwissenschaft, Rechtswissenschaft) und der Künste; in genießbarer Form; jedenfalls ein

zeitgemäßes Unternehmen, insofern wir das Bedürfnis haben, außer unsrer Berufstätigkeit unsre Blicke für das gesamte geistige Leben der Gegenwart offen zu halten. Von Teubners großer Enzyklopädie „Die Kultur der Gegenwart“ liegen als neunter Band (1909) „Die romanischen Literaturen und Sprachen mit Einschluß des Keltischen“ vor, darin eine glänzende Leistung Heinrich Morfs „Romanische Literaturen“, die man etwa mit Scherr's Darstellung in dessen Allgemeiner Literaturgeschichte vergleichen mag, um sich des neuen Gehalts und der neuen Darstellungskunst bewußt zu werden; auch W. Meyer-Lübkes „Romantische Sprachen“ (nur einige 20 Seiten) bieten gediegne Belehrung über alles wichtige aus diesem Gebiete in der wohlthuendsten Form.

Eine arge Enttäuschung hat uns M. Kronenbergs „Geschichte des deutschen Idealismus“ I bereitet. Ein Werk dieses Titels, vornehm handlich ausgestattet und auf das schönste gedruckt, von derselben Beck'schen Verlagsbuchhandlung in München veröffentlicht, die uns Bielschowskys Goethe und Bergers Schiller gegeben hat, nimmt man mit großer Erwartung in die Hand, und es ist ja gewiß, daß, was der Verfasser aus Leibnitz, Winkelmann, Herder und dem jungen Kant reproduziert, nichts Schlechtes sein kann. Aber wie das alles mit weichen Phrasen umkleidet, ja manchmal zugebedekt wird, wie in der leicht lesbar sein sollenden Darstellung auch ungereimte Verdrehungen vorgenommen werden bis zur groben Entstellung eines Schiller'schen Zitats aus dem Wallenstein (S. 173), das obendrein als Goethisches Urwort aufgetischt wird, das ist weder deutsch noch ideal. Übrigens ist unter Idealismus in diesem Buche nur der philosophische Idealismus verstanden; Namen wie Waltherr von der Vogelweide, Dürer, Luther kommen nicht vor, und der veruchte Seiten sprung, den „Mystiker“ Bach in den Gang der Darstellung hineinzuziehen, muß als dilettantisch und verfehlt bezeichnet werden. Nimmt man den Begriff „deutscher Idealismus“ in weiterem Sinne und sieht ihn nicht nur beim Objekt, sondern auch bei dem Subjekt des Geschichtschreibers, so enthält ein andres, gleichzeitig erschienenenes Buch des Beck'schen Verlags viel mehr deutsch-idealistische Historik: der erste Band von Oskar Jägers Deutscher Geschichte, der bis zum Westfälischen Frieden reicht. Der bewährte und berühmte Greis, der ihn verfaßt hat, und der hier, seine letzte Gabe vorlegend, von dem deutschen Publikum Abschied nimmt, sagt im Vorwort: „Mit achtzehn Jahren, dem Alter, das für vaterländische Begeisterung und für ein Leben im Zusammenhang mit dem Ganzen unsers Volkes am zugänglichsten ist, hat das gewaltige Jahr 1848 auch mich, wie alle Welt, auf den Kampfplatz gerufen, alles erhielt damals eine Beziehung auf Politik und Vaterland und zwang jeden patriotisch denkenden oder auch nur patriotisch empfindenden Mann, den ehernen Gang, der unser Vaterland an Abgründen hin zu seiner jetzigen Höhe führte, mitzumachen . . . Dieses Buch soll, indem es in engerm Rahmen doch einen gewissen Reichtum geschichtlichen Lebens vorführt, jugendliche Leser, Jünglinge, nicht Knaben, für das Studium der trefflichen und glänzenden Spezialwerke, an denen unsre historische Literatur so reich ist, gewinnen . . . Männern und Frauen, denen ihre Zeit und ihr Beruf die Lektüre umfangreicher Einzeldarstellungen nicht gestattet, mag es eine solche einigermaßen ersetzen.“ Wir bezeugen gern, daß das Buch nach Anlage und Abfassung diesen Zwecken wohl zu entsprechen vermag.

Eine neue Darstellung der oft erzählten, durch wissenschaftliche Einzelforschung aber immer wieder etwas anders beleuchteten „Deutschen Kaisergeschichte“ in den Jahrhunderten der Salier und der Staufer liefert R. Hampe (Leipzig, Quelle & Meyer), und an dieser präzisen, von energischem politischem Interesse zeugenden Arbeit, die sich nicht als deutsche Geschichte jener Zeiten gibt, sondern nur als Erzählung der damaligen kaiserlichen und päpstlichen Politik, wird man gern die bedachte Abwägung der Dinge und Worte und eine scharfe Herausmetzelung des Charakteristischen rühmen. Wie hier Historikerpersönlichkeit und altpolitisches Substrat eine neue Verbindung

eingegangen sind, so spricht Karl Hoffmann am Schlusse seiner interessanten, teilweise bedeutenden Studien „Zur Literatur- und Ideengeschichte“ (Dresden, C. Reißner) für die Gegenwart folgende Aufgabe aus: „Für das Persönlichkeitsprinzip hat man bis jetzt noch nicht die verbindliche Formel gefunden. Eine solche Formel wird den Persönlichkeitsgedanken in den Kulturgedanken einmünden lassen. Und zwar, wie ich glaube, in die Absicht eines aus der Seele der Nation hervorsteigenden bestimmten Kulturwillens, der die selbständige Persönlichkeit wieder verpflichtet.“

Hanseaten. Roman von Rudolf Herzog. Stuttgart, Cotta, 1909. Der neue Roman zeigt wieder den ganzen Rudolf Herzog, stürmisch, begeistert und begeisternd warmherzig und dem Leser das Herz warm machend. Die Hanseaten stehen in einem nahen Verwandtschaftsverhältnis zu den Wiskottens, hier wie dort steht die Arbeit im Mittelpunkt des Romans, dort war es die Industrie des Wuppertals, dessen Fabriken und Menschen Rudolf Herzog von Kind auf vertraut waren, hier wandeln wir auf Hamburgischem Boden, durch Straßen und Gassen und den Hafen der altberühmten Hansestadt entlang, deren farbenvolles Bild Rudolf Herzog auch schon mit jungen Augen und in den Anfängen seines Schriftstellerlebens in sich aufgenommen hatte und nun mit dem geschärften Blick des gereiften Dichters noch einmal nachgeprüft hat. „Dissonanzen für das Ohr, Harmonien für das Herz. In das Pfeifen der schmucken grünen Fährdampfer tönt die Flöte der hin und her schießenden Zollen, das Anschlagen der Glocken auf den erwachenden Dampfern, das heulende Getöse der Werft- und Fabrikgetriebe auf den Elbinseln. Scharf durchdringen die Lichter der Hafensfahrzeuge den Morgennebel...“ So schildert uns Rudolf Herzog den „Aufstakt“ des Hamburgischen Arbeitstages und gibt damit zugleich den Aufstakt des Romans mit seinen feinen, liebevoll eingehenden und doch künstlerisch knappen Schilderungen eines großzügigen, über ferne Meere zu fernen Küsten und Ländern hinausreichenden Arbeitslebens und Arbeitsringens. Auf diesem, eine so weite Welt umfassenden Schauplatz baut er eine packende Handlung auf, ein Ringen um materielle Güter, um Liebes- und Familienglück, ein Ringen auch nach dem höchsten Glück der Menschenkinder, nach Persönlichkeit.

Wir lernen viele interessant geschilderten Menschen kennen, in ihrer Art imposante Naturen wie den Helden des Romans, den Werftbesitzer Karl Twersten, zartere Charaktere wie dessen Sohn Robert, eine problematische, aus dem Zwiespalt väterlichen und mütterlichen Wesens, Hamburgischen und kubanischen Blutes langsam zu einer Einheit emporwachsende Natur, gemütvolle und behagliche Menschen wie die Banheils, kraftvoll erblühte Frauen und eine lebenswürdige, frische, zärtliche und zierliche Mädchengestalt in Marga Banheil. Und viele andre, zuweilen nur mit ein paar Strichen hingzeichnete Nebenfiguren. Es sind überwiegend gesunde und kräftige Menschen, die an sich und ihren Stern glauben, immer bereit zum Wagen und Gewinnen, voll Zuversicht, den Nebel und die Wolken über ihnen durchbrechen und sich Sonne und blauen Himmel erobern zu können. Sie sind gesehen und gezeichnet, wie sie uns auch in den Büchern Rudolf Herzogs begegnen, doch wie mir scheint, noch verfeinert, schlichter, sympathischer. Wer an den Gestalten des Lebenslieds, der Wiskottens und des Abenteurers Freude gehabt hat — und das sind ja sehr viele gewesen —, dem werden auch die Hanseaten nur noch mehr gefallen. Wir wünschen dem lebensvollen, mit herzerfreuender Kraft geschriebnen Buche viele Leser.

-6-

Für die Herausgabe verantwortlich Karl Weisser in Leipzig und George Kleinow in Berlin-Friedenau. Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig

Da die Redaktion vom 1. Januar 1910 an nach Berlin übersiedelt, sind auch jetzt alle Zuschriften, die sich auf neue Artikel beziehen, dorthin zu richten, und zwar nach Berlin S.W. 11, Bernburger Straße 22^a/23. Die Schriftleitung